

EIGENTLICH hatte Marcella Pott fest vor, in diesem Sommer nach Deutschland zurückzukehren. Ihr Mann war kurz davor, seine Stelle als Informatiker zu kündigen, der Umzug war für den August geplant. Am Ende ist das Paar aus Bonn dann doch in Berkeley geblieben. Denn die vielversprechende Nachwuchswissenschaftlerin, die dort seit zwei Jahren für das Carnegie-Institut forscht, konnte keine attraktive Stelle in der Heimat finden.

„Deutschland fehlt die wissenschaftliche Risikobereitschaft“, hat die 31jährige festgestellt. Denn sie macht Grundlagenforschung in einem Bereich der pflanzlichen Molekularbiologie, zu der in Deutschland kaum jemand arbeitet. „Um Neues auszuprobieren, fehlen das Geld und die Flexibilität“, sagt Pott. Also hat sie nun erst einmal ihren Vertrag in den USA verlängert – und einen Brief unterschrieben, der in der vergangenen Woche bei den deutschen Wissenschaftsministern von Bund und Ländern eingegangen ist.

Marcella Pott ist damit eine von 400 Unterzeichnern, die sich der Initiative der German Scholars Organisation (GSO), einem Verband deutscher Forscher in Nordamerika, angeschlossen haben, um auf die Misere des hiesigen Wissenschaftsstandortes aufmerksam zu machen. Denn daß die Bedingungen hierzulande für Spitzenforschung nicht attraktiv genug sind, darüber könne auch nicht der gerade an einen Deutschen vergebene Nobelpreis für Physik hinwegtäuschen, sind die jungen Wissenschaftler überzeugt.

„Ein Nobelpreis, der nach Deutschland geht, ist selten geworden und wird es auch bleiben, wenn sich unsere Forschungslandschaft nicht ändert“, sagt auch GSO-Präsident Eicke Weber. Denn Voraussetzung sei, daß hoffnungsvolle junge Talente im Land blieben und ihre Kreativität entfalten könnten.

Etwa 1500 junge Spitzenforscher gehen jedes Jahr in die USA, 20 000 deutsche Wissenschaftler leben insgesamt dort. Dabei hat Noch-Bildungsministerin Edelgard Bulmahn (SPD) einiges versucht, um dem vielzitierten „Brain drain“, dem Exodus der Superhirne, entgegenzuwirken. So hat sie etwa die Einführung von Juniorprofessuren durchgesetzt und 1,9 Milliarden Euro für Spitzenforschung ausgeschrieben.

„Das ist ein Anfang, doch es reicht nicht, um uns eine Perspektive zu bieten“, sagt Hans-Martin

Füssel, 37. Der promovierte Physiker, der derzeit mit einem EU-Stipendium am Zentrum für Umweltforschung und -politik der Stanford University arbeitet, würde wie Marcella Pott eigentlich gern nach Deutschland zurückkehren, wenn sein Stipendium endet. Doch ihn schreckt die Ungewißheit. „In den USA ist eine Wissenschaftskarriere viel planbarer“, sagt Füssel. In Deutschland gibt es für junge Forscher wie ihn unterhalb der Professur nur befristete Stellen. Am Institut für Klimafor-

schung in Potsdam, wo er zuvor gearbeitet hat, erlebte er auf Grund dieser Regelung den Weggang vieler fähiger Kollegen mit.

Gemeinsam mit den übrigen Unterzeichnern kritisiert Füssel zudem die teilweise undurchsichtigen Berufungsverfahren deutscher Universitäten, wo Beziehungen oft noch eine größere Rolle spielten als Befähigung.

Auch die finanzielle Ausstattung muß sich ihrer Meinung nach verbessern. „Daß wir da nicht mit den Budgets der US-Eliteuniversitäten mithalten können, ist allen klar“, sagt Füssel. Zumindest aber die von der EU für Forschung und Ent-

wicklung angestrebten drei Prozent des Bruttosozialprodukts sollten erreicht werden. In Deutschland sind es derzeit 2,5 Prozent. Als hinderlich sieht er auch die föderale Struktur des deutschen Hochschulwesens, wenn sich etwa bis heute einige Bundesländer weigerten, attraktive Juniorprofessuren einzurichten.

Die Schwerfälligkeit des deutschen Hochschulwesens macht auch Alexander Knohl dafür verantwortlich, daß deutsche Universitäten für Spitzenkräfte wenig attraktiv sind. Der 32jährige Geoökologe arbeitet an der California University in Berkeley in einem interdisziplinär ausgerichteten Zen-

trum für Klimaforschung. In Deutschland würden Stellen oft zu spezifisch ausgeschrieben, kritisiert Alexander Knohl: „US-Universitäten werben dagegen Spitzenkräfte unabhängig von ihrem Schwerpunkt. Die Lehrstühle sind dadurch kreativer und flexibler.“ Trotzdem hofft auch er, daß sich in Deutschland

etwas ändert, weil er gern zurückkommen würde. „Weil mir Europa kulturell näher liegt“, sagt der gebürtige Frankfurter.

Auf eine Antwort aus den angesprochenen Wissenschaftsministerien warten die jungen Forscher jedoch bislang vergebens. Allein der Deutsche Industrie- und Han-

delstag hat sich sofort gemeldet und seine Unterstützung für die Aktion zugesagt.

Um jungen Wissenschaftlern schon jetzt Wege in die Heimat zu erschließen, hat die GSO daher vor kurzem eine weitere Initiative gestartet. Auf ihrer Internet-Seite können Institute und Unterneh-

men in einem Talentpool nach heimkehrwilligen Nachwuchsforschern im Ausland suchen.

Auch Marcella Potts Lebenslauf steht darin. Sie hofft nun, darüber eine geeignete Stelle in ihrer Heimat zu finden – um im nächsten Sommer dann endlich doch zurückkehren zu können.

Hirnschwund in Deutschland

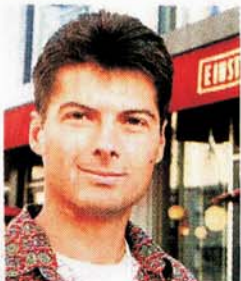
Der deutsche Nobelpreis für Physik ist kein Grund sich zurückzulehnen, finden junge Forscher. Sie fordern Reformen



Exodus der Intelligenz: 1500 deutsche Forscher gehen jährlich in die USA



Molekularbiologin Marcella Pott



Klimaforscher Hans-Martin Füssel